



**University of  
Zurich**<sup>UZH</sup>

**Zurich Open Repository and  
Archive**

University of Zurich  
University Library  
Strickhofstrasse 39  
CH-8057 Zurich  
[www.zora.uzh.ch](http://www.zora.uzh.ch)

---

Year: 2009

---

## **Review: Gerhard Ernst, Die Objektivität der Moral**

Halbig, Christoph

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich

ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-99322>

Journal Article

Originally published at:

Halbig, Christoph (2009). Review: Gerhard Ernst, Die Objektivität der Moral. Deutsche Zeitschrift für Philosophie, 57:329-348.

## BUCHKRITIK

### Die Wirklichkeit der Moral I

Von CHRISTOPH HALBIG (Jena)

GERHARD ERNST: DIE OBJEKTIVITÄT DER MORAL. Mentis Verlag, Paderborn 2008, 248 S.

Der Autor fragt in seiner gleichnamigen Monographie nach der Objektivität der Moral. Was versteht er unter *Moral* und was unter *Objektivität*? Ernst unterscheidet zunächst zwischen einem engen und weiten Sinn von *Moral*: Moral im *weiten* Sinne beschäftigt sich mit der Frage, „was wir *alles in allem betrachtet* tun sollen“ (12). Moral im *engen* Sinne beschäftigt sich hingegen mit der Frage, was wir mit Blick auf moralische Gesichtspunkte (und nicht etwa solche der Klugheit etc.) tun sollen. Die Frage der Moral im weiten Sinne stellt sich auch dann, wenn die der Moral im engen Sinne überhaupt keine Rolle spielt, wenn man etwa überlegt, ob ein Kinobesuch oder ein Besuch bei Freunden die beste Art und Weise darstellt, einen angenehmen Abend zu verbringen. In diesem Fall sind nur Gesichtspunkte der Klugheit relevant, die gleichwohl gegeneinander abgewogen werden wollen. Gegenstand von Ernsts Buch ist die Moral im *weiten* Sinne. Als *objektiv* bezeichnet Ernst einen Gegenstandsbereich, wenn die Begriffe Wahrheit, Überzeugung und Erkenntnis auf ihn anwendbar sind. Das Paradigma eines Gegenstandsbereichs, der Anspruch auf Objektivität erheben kann, ist für Ernst die Wissenschaft (38). Andere Gegenstandsbereiche sind in dem Maße objektiv, in dem von ihnen in einem ähnlichen oder sogar im selben Sinne von Wahrheit, Überzeugung und Erkenntnis gesprochen werden kann wie in den Wissenschaften. Das Paradigma für Wissenschaftlichkeit innerhalb der Wissenschaften wiederum bilden die Naturwissenschaften (172).

Ernsts Buch umfasst drei Teile: Im ersten Teil wird das Rätsel der Moral eingeführt, im zweiten Teil werden unterschiedliche Strategien kritisch diskutiert, dieses Rätsel zu lösen, im dritten Teil entwickelt Ernst seinen eigenen Lösungsvorschlag. Das Rätsel der Moral besteht nach Ernst in einem Trilemma, das aus den folgenden drei Überzeugungen besteht, die nicht alle zusammen wahr sein können (vgl. Kap. 1.4 u. 169): (1) Die Moral ist objektiv. (2) Die Moral ist von anderer Art als die Wissenschaft. (3) Nur was von gleicher Art wie die Wissenschaft ist, kann Anspruch erheben, objektiv zu sein. Dieses Trilemma betrachtet Ernst als „das zentrale Problem der Metaethik“ (79). Seine Untersuchung folgt den verschiedenen Strategien, das Trilemma aufzulösen. *Antiobjektivist* bestreiten (1), geben also den Anspruch der Moral auf Objektivität auf. *Antidualisten* bestreiten (2); für sie sind Moral und Wissenschaft von gleicher Art. *Antimonopolisten* schließlich bestreiten (3) und damit das Monopol der Wissenschaften auf Objektivität; für sie ist eine Objektivität *sui generis* der Moral vorstellbar. Die Erfolgsaussichten der drei Strategien hängen entscheidend davon ab, ob es ihnen gelingt, den spezifischen Merkmalen der Moral gerecht zu werden. Ernst identifiziert drei Eigentümlich-

keiten der Moral (vgl. Kap. 1.3): 1. „Moralische Wahrheit ist einerseits intrinsisch normativ und damit auf unsere Vernunft bezogen, superveniert aber andererseits auf nicht-moralischer Wahrheit und ist somit auf die Welt bezogen.“ (52) 2. „Moralische Überzeugungen haben für den rationalen Menschen per se motivierende Kraft.“ (54) 3. „Moralische Erkenntnis ist weder eindeutig empirischer noch eindeutig formaler Art und genügt häufig nicht zur Entscheidung der zahlreichen, tatsächlich vorhandenen Meinungsverschiedenheiten.“ (64) Auf die durchweg bedenkenswerten und beeindruckend klaren Argumente, die Ernst bezogen auf die drei genannten Strategien entwickelt, kann ich hier nicht im Einzelnen eingehen. Seine *generelle* Strategie besteht darin, den Antiobjektivist und den Antidualisten vorzuwerfen, dass sie ein *ungeeignetes* Vergleichsobjekt für die Moral anbieten. Den Antimonopolisten wirft er hingegen vor, dass sie *überhaupt kein* derartiges Vergleichsobjekt anbieten. Indem der Antiobjektivist die Moral mit dem Bereich der Gefühle und Wünsche vergleicht, wird er nach Ernst weder der Phänomenologie moralischer Überzeugungen noch ihrem normativen Anspruch gerecht. Indem der Antidualist die Moral der Wissenschaft annähert, sieht er sich gezwungen, die intrinsische Normativität moralischer Wahrheiten zu leugnen – und damit zu bestreiten, was als eine begriffliche Wahrheit über die Moral erscheint. Während Antiobjektivist und Antidualisten also das Phänomen der Moral durch ungeeignete Vergleichsobjekte verzeichnen, scheitert der Antimonopolist nach Ernst am „Unbestimmtheitsproblem“ (164): Der Status der Moral bleibt zu unbestimmt, wenn er nur aus einer internen Charakterisierung der Eigentümlichkeiten der Moral gewonnen werden soll.

Ernsts eigene Lösung des Trilemmas besteht darin, die zweite Annahme, nämlich die, dass die Moral von anderer Art ist als die Wissenschaft, aufzugeben. Worin unterscheidet sich Ernsts Position dann aber von der des Antidualisten, die er selbst zuvor kritisiert hat? Der Fehler des Antidualisten besteht für Ernst darin, dass er auf Grund eines inadäquaten Verständnisses von Wissenschaft glaubt, wesentliche Eigentümlichkeiten der Moral leugnen zu müssen. Wird der Status der Wissenschaft hingegen richtig verstanden, verschwinden, so die Kernthese von Ernst, die Unterschiede von Wissenschaft und Moral – allerdings natürlich nur, was die Frage nach ihrer Objektivität angeht. Ernsts Begründung dieser These sei nur exemplarisch anhand des Problems der intrinsischen Normativität dargestellt, an dem der Antidualist scheitert. Für Ernst sind anders als für den Antidualisten auch wissenschaftliche Wahrheiten intrinsisch normativ, insofern die Wissenschaft gesetzesartige Zusammenhänge aufzeigt. Insofern sie dies tut, implizieren wissenschaftliche Wahrheiten Gründe, nämlich etwa Gründe dafür, eine bestimmte Vorhersage darüber zu treffen, was zukünftig geschehen wird. Schrittweise versucht Ernst, den Nachweis zu erbringen, dass sich *alle* drei oben genannten Eigentümlichkeiten der Moral auch in der Wissenschaft wiederfinden. Der Ausdruck ‚moralisch‘ kann, so die These von Ernst, jeweils *salva veritate* durch den Ausdruck ‚wissenschaftlich‘ ersetzt werden. Die verblüffende Originalität der These, dass der Status von Wissenschaft und Moral in Bezug auf ihre Objektivität *derselbe* ist, verlangt ihrerseits nach einer Erklärung, warum dies bisher niemandem aufgefallen ist. Ernsts Erklärung besteht im Kern darin, dass in den entsprechenden Debatten die Vergleichsglieder falsch gewählt wurden: Die Moral aus der Perspektive des Metaethikers sei bisher immer nur mit der Wissenschaft aus Sicht des *praktizierenden Wissenschaftlers* verglichen worden; die grundlegenden Übereinstimmungen würden indes erst dann sichtbar, wenn der Vergleich mit der Wissenschaft aus Sicht des *Wissenschaftstheoretikers* vorgenommen werde (vgl. 188 f.). Genau dies unternimmt Ernst – und kommt zu dem Ergebnis, dass im Hinblick auf die für die Objektivität entscheidenden Kategorien Wahrheit, Überzeugung und Erkenntnis Wissenschaft und Moral von *gleicher* Art sind. Das Trilemma und mit ihm das Rätsel der Moral ist, so der Anspruch von Ernst, gelöst.

Die grundlegende Schwierigkeit der Argumentation des Autors ergibt sich bereits aus seiner Verwendung des Begriffs der Moral. Ernst unterscheidet, wie oben erwähnt, zwischen einem engen und einem weiten Sinn von Moral. Seine Untersuchung insgesamt beschäftigt sich ausdrücklich und in Abweichung vom gewöhnlichen Sprachgebrauch mit dem weiten Sinn von Moral, dem zufolge die Moral die Frage beantwortet, was zu tun alles in allem richtig ist. Obwohl Ernst seine terminologische Entscheidung eingehend begründet (vgl. 14 f.), halte ich sie sowohl begriffsstrategisch für bedenklich als auch für sachlich irreführend. Begriffsstrategisch erscheint es wenig sinnvoll, die Frage, wie wir zwischen unterschiedlichen Arten von Gesichtspunkten a, b, c, aus denen sich praktische Gründe ergeben, zu einer Entscheidung darüber kommen, was wir alles in allem tun sollten, unter dem Titel *eines* dieser Gesichtspunkte, also etwa a oder b oder c, zu behandeln. Eben dies tut Ernst, wenn er etwa die Frage, ob wir bei einem Konflikt zwischen moralischen Gründen und solchen der Klugheit alles in allem den einen oder den anderen den Vorzug geben sollten, ihrerseits als moralische Frage (im weiten Sinne) betrachtet. Mit gleichem Recht und ebenso missverständlich könnte man davon sprechen, dass es sich dabei um eine Frage der Klugheit (im weiten Sinne) handelt. Ernst konstatiert, dass es für das, was er Moral im weiten Sinne nennt, „keinen gebräuchlicheren Namen“ (14) gibt. Das scheint mir nicht der Fall zu sein – es gibt einen gebräuchlichen Namen und Ernst verwendet ihn selbst im Rahmen eines affirmativ eingesetzten Zitats von Gibbard: Wir sprechen ganz alltäglich davon, was zu tun alles in allem *vernünftig* ist; bei Moral im weiten Sinne handelt es sich schlicht um praktische Rationalität („practical rationality“, 12).

Diese terminologischen Überlegungen haben indes auch inhaltliche Implikationen. Eine weitere Begründung des Autors für seine Begriffswahl besteht nämlich darin, dass es die Moral im engen Sinne sei, deren Objektivität im besonderen Maß in Frage stehe (fraglicher etwa als die der Klugheit); insofern handelt es sich bei der Moral im engen Sinne *pars pro toto* um den für das Objektivitätsproblem entscheidenden Teilaspekt (vgl. 14). Darin hat Ernst ohne Zweifel Recht. Allerdings folgt daraus meines Erachtens, dass eine möglichst klare Trennung der beiden Problemkreise umso dringlicher wird. Gerade weil es eine wichtige Frage darstellt, ob und inwiefern etwa die Objektivität von Urteilen über das alles in allem Richtige Probleme der Objektivität von Urteilen über moralische Gründe im engeren Sinne ‚erbt‘, ist es entscheidend, beide Problemkreise getrennt zu behandeln. Die Gefahren, die sich auch für Ernst daraus ergeben, dass sein Moralbegriff das Objektivitätsproblem praktischer Rationalität einerseits, das der Moral im engen Sinne andererseits überspannt, kann ich hier nur exemplarisch anhand seiner Diskussion der – freilich zentralen – Frage nach der intrinsischen Normativität der Moral diskutieren.

Ernst sieht einen begrifflichen Zusammenhang zwischen Moral, Normativität und Motivation. Das führt ihn auf das Problem des Amoralisten, der ein Gegenbeispiel für diesen Zusammenhang darzustellen scheint. Ein Amoralist in Ernsts Definition ist jemand, der wissentlich das moralisch Falsche tut, ohne irrational zu sein. Ernst hält die Existenz eines solchen Amoralisten für begrifflich unmöglich. Das stimmt, ist aber vollständig unkontrovers: Aus der Definition des moralisch Falschen im hier gemeinten weiten Sinn folgt ja, dass ein Amoralist jemand wäre, der vernünftigerweise das tut, von dem er erkennt, dass er es vernünftigerweise nicht tun sollte. Dass der Amoralist überhaupt als plausibel erscheint, verdankt sich für Ernst dem Fehler, das moralisch Falsche im *engen* Sinne zu verstehen: Ein solcher Amoralist wäre jemand, der vernünftigerweise das tut, von dem er glaubt, dass er es vernünftigerweise tun sollte, weil er sich zum Beispiel darüber täuscht, dass er es aus moralischen Erwägungen (im engen Sinne) nicht tun sollte, und zudem darüber, dass diese Erwägungen hier entscheidend sind für das, was er alles in allem tun sollte. Einen solchen Amoralisten hält Ernst für möglich, glaubt aber, dass er dem begrifflichen Zusammenhang von Moral, Normativität und

Motivation nichts anhaben könne (vgl. 139). Auch das stimmt, zeigt aber meines Erachtens, dass Ernst die entscheidenden Probleme, die die Frage des Amoralismus aufwirft, nicht ausreichend diskutiert, während der Zusammenhang zwischen Moral im weiten Sinne, also praktischer Vernunft, praktischen Gründen und dem, wozu man vernünftigerweise motiviert wäre, zwar besteht, aber zum Rätsel der Moral nichts beiträgt. Dass die Moral den Amoralisten im Sinne von Ernst ausschließt, ist nicht erstaunlich und hat nicht viel mit Moral zu tun, sondern eben mit praktischer Rationalität. Erstaunlich und rätselhaft ist, dass die Moral (nun freilich im engen Sinne) zwei andere Amoralisten auszuschließen scheint: denjenigen, der eine Forderung der Moral erkennt, aber bestreitet, dass sich daraus für ihn *irgendein* Grund ergibt, ihr zu entsprechen, und denjenigen, der aufrichtig eine moralische Wertung trifft, aber in keiner Weise motiviert ist, ihr in seinem Handeln zu entsprechen. Was an der Moral so rätselhaft ist und unter Titeln wie dem des Magnetismus des Guten (Stevenson/Murdoch) beziehungsweise der *to-be-pursuedness* (Mackie) moralischer Werte im Zentrum der metaethischen Debatten steht, hat mit *diesen* Problemen zu tun. Eben diese Probleme hält Ernst indes offensichtlich nicht für zentral und scheint sie in den Bereich der normativen Ethik verweisen zu wollen: „Die metaethisch zentrale Frage ist jedoch die nach der Objektivität der Moral im weiten Sinn.“ (140) Genau das erscheint mir fraglich.

Ein weiteres Beispiel für dieselbe Schwierigkeit: Zur dritten Eigentümlichkeit der Moral (im weiten Sinne) gehört nach Ernst, dass moralische Erkenntnis häufig nicht zur Entscheidung der zahlreichen, tatsächlich vorhandenen Meinungsverschiedenheiten beiträgt. Das scheint richtig zu sein, wenn von Moral im engen Sinne die Rede ist. Hier müssen wir leider feststellen, dass es hartnäckige Meinungsverschiedenheiten gibt, die sich auch durch eingehende und langandauernde intra- und interkulturelle Diskussion nicht ausräumen lassen. Aber was soll es heißen – und das muss Ernst ja meinen, wenn er von einer Eigentümlichkeit der Moral im weiten Sinne spricht –, dass es solche Meinungsverschiedenheiten im Bereich dessen, was für den einzelnen Handelnden das alles in allem zu tun Richtige ist, gibt und dass zu deren Entscheidung die moralische Erkenntnis häufig nicht genügt? Im Bereich dessen, was zu tun für einen Handelnden alles in allem richtig ist, scheint überhaupt kein Raum für eine solche Verallgemeinerung zu bestehen. Manchmal gibt es Meinungsverschiedenheiten, manchmal nicht (etwa dürfte Einigkeit darüber herrschen, dass es insgesamt falsch ist, sich selbst zu verstümmeln, wenn sonst keine anderen Gesichtspunkte normativ relevant sind); manchmal erkennen wir, was alles in allem zu tun richtig ist, manchmal nicht und das aus ganz verschiedenen Gründen. Wiederum liegt die interessante (beziehungsweise in diesem Fall: die einzig überhaupt feststellbare) Eigentümlichkeit bei der Moral im engeren Sinne. Natürlich kann es sein, dass Ernst meint, dass (i) bei jeder Entscheidung darüber, was zu tun insgesamt richtig ist, moralische Gesichtspunkte im engeren Sinne relevant und dass (ii) diese immer normativ ausschlaggebend sind – dann würde die Moral im weiten Sinne das Problem der Meinungsverschiedenheit im Sinne Mackies notwendig ‚erben‘. Für beide Thesen (die mir wenig plausibel erscheinen) müsste aber jedenfalls gesondert argumentiert werden.

Auf die ebenso anregenden wie herausfordernden Überlegungen von Ernst zum wissenschaftlichen Wahrheits-, Rationalitäts- und Erkenntnisbegriff kann ich leider ebenso wenig näher eingehen wie auf die Frage, ob es Ernst gelingt, Wissenschaft und Moral im weiten Sinne tatsächlich in Bezug auf ihren Objektivitätsanspruch als gleichartig zu erweisen. Sowohl die Frage, ob die Naturwissenschaften tatsächlich das Paradigma von Objektivität (und nicht etwa das Paradigma einer durch methodische Abstraktion gewonnenen Hyperobjektivität) bilden, als auch die Frage, ob das Unbestimmtheitsproblem für eine antimonopolistische Strategie unlösbar ist, würden hier Beachtung verdienen. Mein Hauptbedenken liegt jedenfalls darin, dass Ernst das Rätsel der Moral auf eine rationalitätstheoretische Ebene verschiebt,

die bestenfalls ein Rätsel eigener Art darstellt, vielleicht auch überhaupt nicht so rätselhaft und jedenfalls nicht in derselben Weise rätselhaft ist wie die Moral (im engen Sinne). Auch nach der Lektüre von Ernsts klarer, gedankenreicher und origineller Untersuchung bleiben im Bereich der Moral Rätsel zu lösen.

## Die Wirklichkeit der Moral II

Von GERHARD ERNST (Stuttgart)

CHRISTOPH HALBIG: PRAKTISCHE GRÜNDE UND DIE REALITÄT DER MORAL. Vittorio Klostermann, Frankfurt/M. 2007, 409 S.

Die Studie des Autors hat zwei Teile. Gegenstand des ersten Teils ist die Natur praktischer Gründe. In den drei Kapiteln dieses Teils beschäftigt sich Halbig mit der Frage nach *motivierenden* Gründen (Kap. 1), *normativen* Gründen (Kap. 2) sowie dem Zusammenhang zwischen motivierenden und normativen Gründen (Kap. 3). Im Kapitel über motivierende Gründe setzt er sich zunächst mit psychologistischen Theorien, insbesondere mit Humes Motivationstheorie und ihren Nachfolgern, auseinander. Diesen Theorien ist die Vorstellung gemeinsam, dass motivierende Gründe letztlich in geistigen Zuständen – etwa in Wünschen und Zweck-Mittel-Überzeugungen – fundiert sind. Demgegenüber betrachten nonpsychologistische Theorien Tatsachen als motivierende Gründe. Teilweise in Anlehnung an Überlegungen von Jonathan Dancy, die dieser in seinem Buch *Practical Reality* vorgelegt hat, argumentiert Halbig gegen psychologistische Theorien und für eine nonpsychologistische Auffassung. Seiner Ansicht nach sind motivierende Gründe letztlich in (normativen) Tatsachen fundiert. Gegenstand des zweiten Kapitels ist die Natur normativer Gründe. Auch hier stellt sich zunächst die Frage, ob normative Gründe in Wünschen fundiert sind oder nicht. Halbig wendet sich gegen eine wunschbasierte Theorie normativer Gründe. Seiner Ansicht nach gibt es nicht nur Beispiele, die zeigen, dass normative Gründe *manchmal* unabhängig von den Wünschen des Handelnden sind. Vielmehr sind Wünsche *generell* nicht dazu geeignet, normative Gründe zu fundieren. Diese Rolle müssen nach Halbig Tatsachen übernehmen. Welche Tatsachen? Gegen Smith und Scanlon argumentiert Halbig dafür, dass hier nur evaluative (nicht aber natürliche) Tatsachen in Frage kommen. Das dritte Kapitel beschäftigt sich mit dem Verhältnis von motivierenden und normativen Gründen. Wie zu erwarten, steht hier eine Auseinandersetzung mit Bernard Williams' Internalismus im Mittelpunkt. Halbig schlägt sich auf die Seite der externalistischen Kritiker. Das Ergebnis des ersten Teils der Untersuchung ist somit: Normative Gründe sind in evaluativen Tatsachen fundiert. Diese sind prinzipiell nicht abhängig von den Wünschen des Handelnden. Dennoch können wir aus den guten Gründen, die wir haben, handeln, weil auch motivierende Gründe auf evaluativen Tatsachen beruhen.

Die Überlegungen des ersten Teils führen konsequent zu der Frage, wie evaluative Tatsachen zu verstehen sind. Der zweite Teil der Untersuchung versucht diese Frage nicht *in toto* zu beantworten, sondern beschränkt sich auf die nach Halbig besonders schwer zu beantwortende Frage, worin die Natur *moralischer* Tatsachen besteht. Während der erste Teil somit der Handlungstheorie zuzurechnen ist, wird im zweiten Teil eine metaethische Theorie ausgearbeitet. Auch dieser Teil hat drei Kapitel, in denen die Natur moralischer Werte (Kap. 4), moralischer Gründe (Kap. 5) und moralischer Motive (Kap. 6) behandelt werden. Im Kapitel